

Glamour, mon amour

Menschen im Hotel

Im Englischen gibt es den Ausdruck «in limbo». Ich mag ihn sehr. Er bedeutet, dass sich etwas in einer Schwebe befindet. An einem fragilen Ort zwischen zwei Punkten. In der katholischen Theologie, wo der Ausdruck seinen Ursprung findet, ist der Limbus die Vorhölle jener, denen der Zugang zum Himmel verschlossen bleibt, obwohl sie nichts dafür können. Die Seelen von ungetauft gestorbenen Kinder sollen dort anzu-treffen sein.

Die Strafen im Limbus sind einiger-massen mild, man wird nicht über dem Feuer geröstet, man fällt vorwie-gend in die tiefe Nacht der Melancho-lie und wird depressiv. Nun muss ich gestehen, dass mich die Vorstellung, einmal nicht in den Himmel zu kommen, überhaupt nicht depressiv

stimmt, aber im Mittelalter, als der Limbus etabliert wurde, sah man das noch anders und glaubte daran, dass es nach dem Ende in zwei Richtungen weitergeht. Und wer weder erlöst noch verdammt wurde, landete eben auf diesem Parkplatz ohne Ausfahrt.

Doch zurück zu «in limbo». Eine verpuppte Raupe befindet sich für eine Weile «in limbo». Eine schock-gefrorene Rose. Oder ein Mensch in einem Hotelzimmer. Wie ist Ihre Beziehung zu Hotelzimmern? Sind Sie auch so begeistert über immerfrische Bett- und Badwäsche, um die sich nicht selbst zu kümmern brauchen? Hamstern Sie Körperpflegeprodukte? Bemühen Sie sich krampfhaft, die hemmungslos überbeuerte Minibar ganz sicher nicht zu benutzen, und es gelingt Ihnen schon wieder nicht?



Simone Meier
Autorin

Mich katapultiert die Tatsache, dass ich mich für begrenzte Zeit in einer Kapsel befinde, in der vor mir schon Hunderte Menschen auch keine Spuren hinterlassen haben, unweigerlich «in limbo». In diesen Schwe-bezustand, in dem ich mich an nichts so richtig festhalten kann und will und beginne, mich selbst zu verges-sen. Okay, nicht ganz. Fast kein Hotelbett auf der Welt ist so gut wie das zu Hause, und ich hasse Teppichböden. Aber es hat etwas Meditatives, sich einzureihen in die Scharen von Gästen, die hier schon übernachtet und alle etwas Ähnliches oder gar das Gleiche getan haben wie ich.

Auch sie haben ihren Koffer auf den Gepäckschemel gelegt, dann auf ihrem Handy das WLAN angewählt,

haben sich ein erstes Mal auf das makellose Bett fallen lassen und im Bad die kleine Seife aus ihrer Folie geschält. Sie haben aus dem Fenster geschaut, auf London, Berlin oder Paris, haben nach einem Uhr-, Fern-seh- oder Eiffelturm gesucht und sich an einem Ort zu orientieren ver-sucht, an dem sie nicht zu Hause waren. Sie haben gestaunt und sind für einen Moment von der Melancho-lie wohliger Verlorenheit gestreift worden. Sie haben an einen Film gedacht, vielleicht an «Menschen im Hotel» mit Greta Garbo. Sie fühlten sich für einen Moment von der Last jeder Bedeutung befreit und für Abenteuer bereit. Sie waren winzige Zellenbewohner in der weitesten aller Welten.

Alles war möglich. Und das war gut.

Bildbetrachtung von Sabine Altorfer

Die sechs Fässer des mexikani-schen Künstlers Jose Dávila hängen an der Wand, gehalten nur von einem Spanngurt – so wie man Ladungen auf Lastwa-gen festzurrt. Doch der Titel des Werks droht: «The rope sometimes bursts», das Seil reisst irgendwann. Dann würden die Fässer herunterfal-len, unkontrolliert wegrollen und selbst wenn sie leer sind (was ich aus den offenen Deckeln schliesse) weitere der fragil aufgetürmten, schwe-re-wichtigen Werke Dávilas im Haus Konstruktiv in Zürich umstürzen lassen. Ungemütlich also davorzustehen – aber anregend. Denn wie überlisten wir die Schwerkraft? Wie sichern wir uns gegen Erdbe-ben und andere Erschütterun-gen? Und was war wohl in den gebrauchten Fässern? Öl oder Benzin oder Unterschiedliches, wie das die Farben rot, schwarz und weiss suggerieren? Das sind zentrale Rohstoffe, ihre Förderung und Verteilung schienen gesichert. Nun sind Verbindungen geplatzt und die Weltlage aus dem Gleichge-wicht. Ob Dávila dieser Inter-pretation zustimmen würde?



Hält das fragile Gleichgewicht? «The rope some-times bursts», titelt und droht der Künstler Jose Dávila. Zu sehen sind seine prekären und symbolträchtigen Arbeiten im Haus Konstruktiv in Zürich bis 11. Sep-tember.
Foto: Agustín Arce

Knellipedia

Weniger giftig als eine Biene

Im Volksmund heisst es: «Drei Hornissenstiche töten einen Menschen und sieben ein Pferd, hat das was?», fragt Leser R. S. aus Aarau.

Die Hornisse sieht tatsächlich aggressiv und furchterregend aus. Der Insektenforscher Siegfried Keller sagt aber: «Die Redensart ist ein Mär-chen.» Selbst ist er noch nie von einer Hornisse gestochen worden. Als Kind hat er aber miterlebt, wie drei Schulfreunde sich an einem Hornissennest zu schaffen ge-macht haben. Die Hornissen reagierten prompt und sta-chen zu. «Ein Kamerad erhielt mindestens ein halbes Dutzend Stiche, die aber ohne ernsthafte Folgen blieben.»

Das Gift dieser grossen Wespe ist etwa 15-mal weni-ger giftig als das der Biene. Zudem entleert die Arbeiter-biene beim Stich die ganze Giftblase, während Hornis-sen und Wespen beim Stich

nur einen Teil des Giftes injizieren. Die Hornissen-stiche sind demnach ver-gleichbar mit Wespenstichen. Gefährlich sind Hornissen-wie andere Wespenstiche, wenn man auf ihr Gift aller-gisch ist. In der Schweiz kommt es durchschnittlich zu drei bis vier Todesfällen durch Bienen-, Wespen- und Hornissenstiche pro Jahr.

Der Killer-Mythos schadet der Hornisse, die gar nicht aggressiv ist – ausser man kommt ihrem Nest zu nahe. Ansonsten sind sie Nützlinge, die ihre Larven mit Insekten füttern. Sie unterscheidet dabei aber nicht nach nützlichen und schädlichen Insekten. Nützlich sind sie dann, wenn sie schädliche Raupen oder lästige Fliegen töten. Ein grosses Hornissenvolk kann täglich bis zu 500 Gramm Insekten erbeuten.

Bruno Knellwolf
Leserfragen an
bruno.knellwolf@chmedia.ch

Jung & Alt

Beliebiges Feriensujet

Lieber Ludwig

Sehr treffend, wie du das formuliert hast. Leute, die auf Reisen gehen, nur um genau gleich heimzukommen, wie sie gegangen sind. Ich glaube, das hat damit zu tun, wie wir uns auf den Weg machen. Wir ziehen schon mit einem Bild los, wissen bereits, was wir sehen und erleben wollen. Das gilt für Alte und Junge. Und zwar schon lange. Dies Phänomen ist sehr alt. Als Kunst-studentin muss ich ja alles mit Ma-lereigeschichte herleiten. Es folgt also ein kleiner kunsthistorischer Ausflug.

Tourismus wie wir ihn kennen, also das Reisen um des Reisens willen, ist ja eine Erfindung der Briten. Irgend-wann um 1600 kam es in Mode, dass junge Adlige – nur Männer, versteht

sich – «den Kontinent» bereisten. Grand Tour hat man das genannt, und beliebt war vor allem Italien. Das war quasi Pflichtprogramm. Wenn man gereist ist, wollte man natürlich auch zeigen, wo man war, Eindrücke der Reise nach Hause bringen. Und das hat man früher natürlich mit Malerei gemacht. Ansichten von italienischer Landschaft kamen also in Mode.

Diese Malerei funktionierte immer nach dem gleichen Schema. Auf dem Bild braucht es Bäume. Die müssen wild sein, verwachsen, romantisch. Dann Licht, warm, weich, Dämme-rung. Vordergrund eher dunkel für dramatische Komposition. Dazu Gebäude, vorzugsweise alt, gern auch Ruinen, Säulen oder so was. Es kön-nen auch Menschen vorkommen,



Samantha Zaugg
Journalistin, Kunststudentin, 28
In dieser Kolumne schreibt sie
alternierend mit Ludwig Hasler,
Philosoph, 77

aber nur einfache, Hirten zum Bei-spiel. So stellten sich die Leute Italien vor, und das wollten sie mit eigenen Augen sehen. Zogen los, um sich dann mehr von dieser Malerei ins Haus zu holen und so weiter und so fort. Ein ewiger Reproduktionsstrudel.

Heute ist es nicht anders. Mit Ferien-fotos verhält es sich gleich. Auf Bali wollen wir Tempel sehen, in Yucatán die Pyramiden, in Paris den Eiffel-turm – im Sonnenuntergang. Die gleichen Sujets tausendfach fotogra-fiert. Mit Filtern genau die Lichtstim-mung kreiert, wie man sie aus ande-ren Feeds oder von Postkarten kennt.

Auch das mit den Filtern ist nicht neu. Auch das konnten die alten Briten. Es gab einen Maler, Claude Lorrain,

dessen Stil war der letzte Schrei. Alle wollten Lorrain-Landschaften, als Malerei oder in echt, sehen. Man entwickelte das Lorrain-Glas, eine Art Spiegel, der durch das gebogene und getönte Glas den Effekt hatte, dass Landschaft in der Reflexion betrachtet genau aussah wie ein Lorrain-Bild. Ein analoger Insta-Filter! Was sagt man dazu? Je nachdem, wie man das Reisen betreibt, ist es vielleicht ein bisschen, sagen wir mal eindimensional, um es diplomatisch auszudrücken. Wie sagt Egon Ammann, Schweizer Verleger und Lebemann. «Lesen ist für mich Reisen, ohne wegzugehen.»

Vielleicht keine schlechte Idee. Nach-haltiger wäre es allemal.

Samantha